

Italien: „Armes, unglückseliges Vaterland“

Die Trümmer sehen aus der Ferne aus wie Kohlehalden, die größeren Orte sind von Militärs belagert, der Geruch der Leichen hängt über einer Landschaft des Todes: Das Erdbeben vom 23. November war die schlimmste Kata-

strophe in der Geschichte der italienischen Republik. Nun droht, angesichts der Hilflosigkeit dieses Staates bei der Bewältigung der Naturkatastrophe, auch ein politisches Beben. Die institutionelle Krise hat begonnen.

Kaum aber hatten sie die Stadt erreicht, als die Erde unter ihren Füßen erbebt. Brausend und zischend wälzten sich die Wogen des Meeres in den Hafen, und die Schiffe, die dort vor Anker lagen, zerschellten. Flammenströme und Aschenregen wirbelten über Straßen und Plätze; Häuser stürzten ein, Dächer fielen auf die Fundamente, und die Fundamente barsten. Dreißigtausend Menschen jeden Alters und Geschlechts lagen zermalmt unter den Trümmern...

„Dieses Erdbeben ist an sich nichts Neues“, meint Pangloss, „die Stadt Lima in Amerika hat im vorigen Jahr genau solche Erschütterungen erlitten. Gleiche Ursachen – gleiche Wirkungen. Sicherlich zieht sich eine unterirdische Schwefelader von Lima bis nach Lissabon.“ (Voltaires „Candide“, 1759).

Alle Erdbeben haben die gleiche Ursache, da hat Voltaires Professor Pangloss recht. Aber sie haben höchst ungleiche Wirkungen – und nicht nur in der Zahl der Menschen und Häuser, die ihnen zum Opfer fallen.

Das Beben am 1. November 1755 zum Beispiel verwüstete nicht nur die Stadt Lissabon, brachte nicht nur Kirchen zum Einsturz, in denen sich viele Tausende zum Allerheiligenfest versammelt hatten, als die Erde zu bocken begann wie ein störrischer Esel. Die portugiesische Katastrophe löste auch eine moralisch-geistige Schockwelle aus, die durch ganz Europa lief und dazu beitrug, die ohnehin angeknackste alte Ordnung irreparabel zu erschüttern.

Voltaire nahm das Unglück zum Anlaß, um die konservative These zu verspotten, daß die bestehende Welt (samt ihrer politisch-sozialen Struktur) die beste aller möglichen Welten sei. Bei den Gebildeten – und nicht nur bei ihnen – wuchsen die Zweifel an der überlieferten Religion. Sarkastisch attackierte Voltaire in seinem „Candide“ die Theologen und die Inquisition der katholischen Kirche, die auch nach dem Beben in Lissabon noch Menschen verbrennen ließ:

Nach dem Erdbeben, das drei Viertel von Lissabon zerstört hatte, fanden die klügsten Köpfe des Landes kein wirksameres Mittel zur Verhinderung der völligen Vernichtung, als dem Volke das Schauspiel eines prächtigen Autodafés zu bieten. Die Universität von Coimbra hatte nämlich entschieden, daß das mit feierlichem Gepränge veranstaltete Rüsten mehrerer Menschen auf kleiner Flamme ein fehlerbares Mittel zur Verhütung von Erdbeben sei.

„Der Süden unter Trümmern – die Macht unter Anklage... Die Erde bebt, aber auch die Christdemokraten“ („L'Espresso“, Rom).

„Nach dem Erdbeben erzittert auch Rom... Die institutionelle Krise der

ersten Republik, die in den vergangenen Monaten viele Male beschworen wurde, hat begonnen“ („Panorama“, Mailand).

225 Jahre nach Lissabon erschüttern die fühllosen Verwerfungen der Erdkruste eine andere alte Ordnung – die allerdings auch noch etliche Elemente der ganz alten Ordnung enthält, mit der sich Voltaire auseinandersetzte.

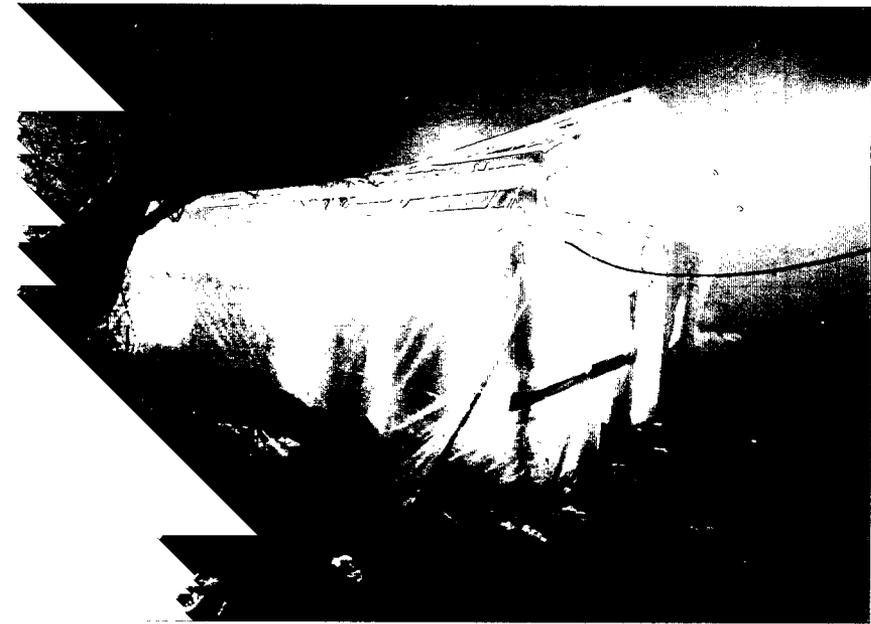


Erdbebenschäden in Lissabon 1755: „Der Süden unter Trümmern...“



... die Macht unter Anklage“: Erdbebenschäden bei Neapel 1980*

* In Sant'Angelo dei Lombardi.



Notzelt für Erdbebenopfer in Senerchia, Überlebende in Teora: „Rückkehr in einen Mutterleib, der den Tod bringt“

Staatswesen getroffen hat, mit bisher 3076 Toten und 1500 Vermißten schlimmer als das Beben 1968 im sizilianischen Belice-Tal (270 Tote), schlimmer auch als die Erdstöße 1976 in Friaul (966 Tote).

Die Verheerungen erstrecken sich über ungleich größere Landstriche als selbst bei den verlustreichsten Beben auf dem unruhigen Boden der Apennin-Halbinsel — beim Desaster von 1908 in Messina (123 000 Tote) und 1915 in Avezzano (30 000 Tote).

Beide Male traten die seismischen Zuckungen auf engem und dichtbesiedeltem Raum mit höchster Gewalt auf. Jetzt aber hat das Beben 137 Städte und Dörfer in einem weitgespannten Gebiet erfaßt, das so groß ist wie das Bundesland Hessen.

Von Neapel und Salerno reicht ein Rhombus des Unheils 150 Kilometer tief in das zerklüftete Bergland des Mezzogiorno mit seinen Hochplateaus und steilen Rücken.

Oben auf den Bergkuppen, auf denen die Dörfer der Gegend kauerten, liegen dunkle Haufen. Vom Dauerregen geschwärzt, sehen die Trümmer aus der Ferne wie Kohlehalden aus. „Armes, unglückseliges Vaterland“, klagte der Schriftsteller Alberto Moravia nach seinem ersten Rundflug nach dem Beben.

Mitte vergangener Woche wirkte die Region wie ein Kriegsgebiet. Alle größeren Ortschaften sind von Militärs belagert, von Fahrzeugparks, Zeltstädten und Postenketten umzingelt. Hubschrauber dröhnen umher, meist zu keinem erkennbaren Zweck.

Noch immer liegen Reihen geborgener Leichen auf den Sammelplätzen — der Regen wäscht ihnen den Dreck und das verkrustete Blut ab. Ihr Geruch hat

sich weit um die Unglücksorte herum ausgebreitet. Sogar die geschwollenen Bäche in den romantischen Tälern stinken wie Kloaken. „Wenn es nicht so kalt wäre, hätten wir längst den Typhus“, sagt der greise Arzt Ippolito Aldoza in dem Bergdorf Senerchia.

Makabre und absurde Szenen überall. Das Gelände um Senerchia ist so steil, daß sich die Obdachlosen auf der einzigen Ebene zusammendrängen, dem Sportplatz, der sich in einen Morast verwandelt hat. Wie ein geschlagener Feldherr sitzt Bürgermeister Fessa dort in einem Holzcontainer vor einem Schlafsackstapel, den er zu verteilen versucht.

Ein Carabinieri schiebt wartende Leute beiseite und drängelt sich in den Container des Bürgermeisters. „Morgen kommen die Deutschen“, flüstert er Fessa ins Ohr. Aber die Umstehenden hören es.

„Die Deutschen walzen alles platt, die kommen mit Panzern“, schreit ein alter Mann. Stockheiser beruhigt ihn Fessa: „Unsinn, die Deutschen räumen auf für euch, keiner braucht vor ihnen Angst zu haben.“

Die Deutschen sind nicht zu übersehen. Sanitäter, Ärzte und Pioniere der Bundeswehr rücken von Ort zu Ort vor, um Verletzte zu versorgen, Blinddärme zu operieren und die schuttverstopften Gassen und Plätze freizuräumen.

Offiziere berichten, daß die italienischen Nato-Kameraden den Deutschen gern den Vortritt lassen, wenn es darum geht, zu den entlegenen, im Stich gelassen Bergdörfern vorzudringen — nicht aus Gleichgültigkeit. Die einheimischen Soldaten seien „nur nicht sehr begierig, sich von den Überlebenden wüst beschimpfen zu lassen“.

Vor den Apennin-Bergen, die bereits vom Schnee bedeckt sind, liegt Lioni zwischen Wiesen und Apfelbäumen. Dort räumen Bundeswehr-Pioniere mit bulligen Schwenkladern Trümmerschutt auf Schwerlastern.

In den Essenspausen sprechen die jungen Deutschen — über die Toten, die sie im Schutt finden. Der 21jährige Pionier-Gruppenführer Josef Schessl erzählt: „Gestern haben wir einen auf die Gabel genommen, der war mit der bloßen Hand zerlegbar.“

In Teora, 20 Kilometer weiter, bergen Pioniere eines anderen Zugs mit aufgesetztem Stahlhelm das Mobiliar aus den wenigen stehengebliebenen, aber einsturzgefährdeten Häusern. Die Überlebenden in Teora, fast nur alte Menschen, wirken noch immer tief verstört. Josef Stoisser, der Chef eines Trinkwasser-Aufbereitungsstrupps aus Österreich: „Die Leute nehmen nicht mal Trinkwasser, weil sie glauben, sie müßten es bezahlen.“

Die Obdachlosen wollen sich auch hier nicht in die von der Regierung bereitgestellten Winterquartiere in den Hotels und Pensionen an der Küste bringen lassen. Sie hängen an ihrem Stück Land, an ihren Kühen, sogar an den streunenden und kranken Hunden, die sie nicht erschießen wollen.

Aber ebenso hartnäckig mißtrauen sie der Regierung. Ein Winter in Wohnwagen oder Notbaracken ist ihnen lieber, als sich ganz in die Abhängigkeit vom Staat zu begeben. Denn die Leute in Kampanien betrachten die Organe ihrer eigenen Republik fast wie eine feindliche Besatzungsmacht.

Die „terremotati“ (wörtlich: „Erdbebewegten“, die Bebensgeschädigten) und die Kritiker im Land werfen der Regie-

rung nicht vor, daß sie die geologisch verspannte Heimateerde nicht still zu halten vermag. Aber sie geben der Politikerklasse die Verantwortung für das, was die Katastrophe brutaler enthüllt als alle vorausgegangenen Politskandale Italiens: daß das herrschende System mit seiner Unfähigkeit, Indifferenz und Untugend den Menschen ein noch ärgerer Feind sein kann als die grausame und gleichgültige Natur.

„I sepolti vivi“, „die lebendig Begrabenen“: Bei keinem Beben seit Menschengedenken gab es so viele Verschüttete, die unter den Trümmern von Wohnhäusern, Lokalen und Hospitälern noch am Leben waren und dennoch in ihren Verliesen qualvoll zugrunde gingen. Eingemauert in Kellerwinkel und erstickende Hohlräume, sind diese Menschen trotz all ihrem Schreien und Klopfen über Tage und Nächte hin einen der schrecklichsten Tode gestorben, den menschliche Phantasie sich auszumalen vermag.

Das sei wie „die ungewollte und ungeahnte Rückkehr in einen Mutterleib, der nicht das Leben gibt, sondern den Tod, der uns nicht ans Licht bringt, sondern in die Finsternis“, notierte Alberto Moravia im Katastrophengebiet. Ein Horror, der an die düsteren Erfindungen eines Edgar Allan Poe erinnere, sei in den betroffenen Provinzen das logische Resultat „eines Zusammenwirkens von Leichtfertigkeit und Unehrlichkeit“ gewesen.

Tatsächlich hat menschlich-politisches Versagen diese vielhundertfachen Agonien verursacht. Auch die modernen Gebäude aus Spannbeton und Moniereisen sind unter geschickter Umgehung aller einschlägigen Vorschriften so gebaut worden, daß sie ein stärkeres Beben nicht aushalten konnten. Mangelnde Auftraggeber und Baufirmen



Desinfektion im Erdbebengebiet: Hilflöse Helfer

haben den miserabelsten Zement und brüchigen Stahl verwendet.

Die Trappfeiler brachen, die durchgehenden Böden und Decken krachten aufeinander und zerquetschten die Menschen dazwischen. Doch im Unterschied zu Uralthäusern, deren berstendes, herniederprasselndes Mauerwerk kaum Hohlräume läßt, waren die neueren Bauten wenigstens stellenweise so stabil, daß unter den Trümmern zahlreiche Ecken und Lücken blieben, in denen die Insassen den Zusammenbruch überlebten.

Das Beben überleben hat aber nur Sinn, wenn man auch herausgeholt wird — sonst ist die alte Bauweise konsequenter: Sie erspart den Verschütteten lange Martern.

Doch ausbleibende Hilfe und hilflose Helfer ohne Schweißbrenner, Spitzhacken, Preßluftschlämmer und Bagger bedeuteten das Ende für viele der „sepolti vivi“ — nicht nur in den ersten chaotischen Tagen nach dem Beben. Noch am Samstag danach, am sechsten Tag nach dem Unglück, waren Hilferufe und Klagen lebendig Begrabener zu hören.

Sie kamen aus den Trümmern eines fünfgeschossigen modernen Mietshauses an der Piazza della Libertà in dem Bergort Sant'Angelo dei Lombardi, der mit seinen 6500 Einwohnern besonders schwer getroffen wurde. Im Parterre des Mietshauses befand sich das Lokal „Corrado“. Dort hielten sich mehr als 40 meist junge Leute auf, um die Sportschau im Fernsehen zu verfolgen oder Flipper zu spielen, als an jenem Sonntagabend „der ganze Ort wie ein Betrunkener zu torkeln begann“ (wie es der überlebende Tonino beschrieb).

Eine große Zahl der im „Corrado“ Verschütteten lebte. Aber ohnmächtig hörten übriggebliebene Bewohner draußen die Schreie. Gegen die schweren Betonbrocken und den Monierstahl des Hauses war kein Mittel zur Hand.

Am zweiten Tag nach dem Beben kommen als erste Helfer weitgereiste Feuerwehrleute aus Ravenna nach Sant'Angelo. Auch sie haben nur Spitzhacken und Stahlsägen. Sie befreien am



Desinfektion im Erdbebengebiet*: Drohender Typhus

* Ein Sarg, der keinen Zinkeinsatz hatte, wird nach Entfernung der Leiche verbrannt.

„Ich warne vor Scharlatanen“

SPIEGEL-Interview mit Katastrophen-Kommissar Giuseppe Zamberletti

SPIEGEL: Herr Zamberletti, Sie haben die Obdachlosen im Erdbebengebiet aufgefordert, die Dörfer zu räumen und vorübergehend auf Staatskosten in Hotels an der Küste überzusiedeln. Doch bisher sind nur 1000 von 250 000 dem Appell gefolgt. Warum ist Ihr Evakuierungsvorhaben gescheitert?

ZAMBERLETTI: Von Scheitern würde ich nicht reden. Ich habe gar nicht erwartet, daß die Leute nach meinem Appell gleich massenhaft in die Busse steigen und umziehen. So eine Sache braucht Zeit.

SPIEGEL: Wie erklären Sie sich den Widerstand der Bevölkerung gegen den Plan?

ZAMBERLETTI: Die Bewohner hier, besonders die im Bergland, hängen sehr an ihrem Dorf, das ist in einer bäuerlichen Umwelt psychologisch durchaus verständlich. Aber der Widerstand läßt sich, so merkwürdig das zunächst klingen mag, teilweise auch mit den verstärkten Hilfsmaßnahmen vor Ort erklären.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

ZAMBERLETTI: Nach den Verzögerungen in den ersten Tagen wurden Zehntausende von Obdachlosen in Zelten untergebracht. Und 28 000 dieser Leute zogen inzwischen in Wohnwagen um. Dort geht es ihnen relativ gut, und sie wollen zunächst nicht weg. Aber mit dem Andauern der winterlichen Kälte werden sicher noch mehr Dorfbewohner meinem Appell folgen.

SPIEGEL: Hoffen Sie auf den „General Winter“?

ZAMBERLETTI: Das Wort „hoffen“ wäre hier falsch. Ich gehe von der Realität aus, wir haben schließlich Dezember. Auch nach dem Erdbeben in Friaul 1976, wo ich ja gleichfalls Regierungskommissar war, ließen sich manche der betroffenen Bergbauern erst dann evakuieren, als es bitter kalt wurde.

SPIEGEL: Ihr Plan für die Obdachlosen in Südtalien war ursprünglich sehr drastisch, Kritiker sprachen von Deportationen...

ZAMBERLETTI: So ein Unsinn. Es gab da Mißverständnisse. Was ich den Erdbeben-Geschädigten dringend empfehle, ist eine Art strategischer Rückzug. Niemand wird gezwungen. Aber ich habe den Obdachlosen in meinem Appell

klargemacht: Ein Verbleiben im Katastrophengebiet birgt schon aus klimatischen Gründen äußerste gesundheitliche Gefahren, besonders für alte Leute und Kinder.

SPIEGEL: Viele Bewohner des Katastrophengebiets wollen ihr Dorf nicht verlassen, weil sie fürchten, dann nie mehr zurückkehren zu können.

ZAMBERLETTI: Diese Sorge ist unbegründet. Die Einquartierung in die Hotels angrenzender Gebiete soll nur ein paar Monate dauern.

SPIEGEL: Wie in Friaul 1976/77?



Kommissar Zamberletti
„Eine Art strategischer Rückzug“

ZAMBERLETTI: Ja. Damals, im September 76, ließen sich 70 000 Menschen ausquartieren. Ich gab mein Ehrenwort, daß sie bis zum 31. März 1977 wieder in ihre Dörfer heimkehren könnten. Manche hielten mich für verrückt. Aber der Plan wurde eingehalten.

SPIEGEL: Wie lange soll das Provisorium diesmal dauern?

ZAMBERLETTI: Schätzungsweise bis April 1981. Dann werden vor allem Fertighäuser in den Dörfern stehen, und man kann die Leute angemessen unterbringen.

SPIEGEL: Ab April werden die Hotels an der Küste auch wieder für Touristen gebraucht.

ZAMBERLETTI: Ja, dann rücken die Deutschen an. Aber unabhängig davon möchten wir die noch zögernden Obdachlosen jedenfalls überzeugen, daß sie nach dem Winter im Hotel wieder in ihre Heimat zurückkönnen, daß sie ihre Wurzeln nicht verlieren.

SPIEGEL: Was geschieht mit denen, die partout nicht aus den Dörfern wollen?

ZAMBERLETTI: Wir schaffen für alle Fälle noch mehr Wohnwagen in die betroffenen Gebiete. Aber die Leute sollten sich klarmachen, daß ein Winter im Wohnwagen sehr, sehr unangenehm sein kann, von den hygienischen Verhältnissen ganz zu schweigen.

SPIEGEL: Während Ihrem Appell nur wenige folgten, sind bereits 8000 Obdachlose nach Norditalien oder ins Ausland abgewandert. Zeigt sich darin nicht tiefes Mißtrauen gegenüber allen Evakuierungsplänen?

ZAMBERLETTI: Nun, die Leute ziehen eben lieber zu Verwandten als ins Hotel. Wer fährt nach Turin oder nach Amerika? Wer eine Schwester oder Tante hat, bei der er wohnen kann. Die Familienbande sind bei Südtalienern besonders eng.

SPIEGEL: Wie viele Orte, Herr Zamberletti, können eigentlich wiederaufgebaut werden?

ZAMBERLETTI: Das läßt sich noch nicht sagen. Das Beben ist ja erst zehn Tage her. Jetzt müssen Ingenieure und Techniker ran, um die Schäden genau zu prüfen.

SPIEGEL: Inzwischen ziehen schon Spekulanten von Dorf zu Dorf und versprechen, in kürzester Zeit Fertighäuser aufzustellen. Ist das in Ihrem Sinn?

ZAMBERLETTI: Gewiß nicht. Ich warne die Bürgermeister eindringlich vor solchen Scharlatanen. Die Erdbebenzone ist schließlich so groß wie die ganze Abruzenregion. Für ein so ausgedehntes Gebiet kann man nicht in ein paar Tagen Fertighäuser beschaffen und aufstellen. Wer das behauptet, will spekulieren. Keiner soll sich Illusionen machen. Auch die zweite Phase des Notstands wird schwierig, sehr schwierig.

Mittwoch (dem dritten Tag danach) den 19jährigen Tonino und seine Freundin Silvana Del Priore. Als müsse sie wegen ihrer Übernachtungen mit Tonino unter den Trümmern ein schlechtes Gewissen haben, ruft die junge Frau in einem fort: „Macht schnell, macht schnell! Ich muß doch nach Hause!“

Die ersticken Schreie weiterer Begabener sind zu hören, aber die Feuerwehrleute kommen nicht weiter. Sie werden vom Militär fortgeschickt, das den Ort besetzt und abriegelt, doch nichts unternimmt.

Am Mittwoch vergangener Woche hockt der Stadtschreiber von Sant'Angelo dei Lombardi in einem nassetriefenden Zelt am Rand des Friedhofs unterhalb des Ortes und tippt auf einer uralten Schreibmaschine eine Sterbeurkunde nach der anderen — auch für die mehr als 600 Vermißten allein in seiner Gemeinde. Er bestätigt mit versteinerner Miene, daß in dem „Corrado“ noch am Samstag „Weinen und Stöhnen“ zu hören gewesen sei: „Dann war alles ruhig.“

Solche Entsetzlichkeiten aber dringen erst jetzt ins Bewußtsein der italienischen Öffentlichkeit. Sie wurden zunächst durch die Geschichten von der wunderbaren Rettung einzelner Überlebender überdeckt. Gerade die Aussagen der Geborgenen geben zumindest eine vage Vorstellung von dem, was die „sepolti vivi“ erdulden mußten, ehe der Tod sie erlöste.

Die 28jährige Lehrerin Liberata Sessa verbrachte drei Tage und Nächte unter ihrem Elternhaus in Senerchia bei Salerno:

Meine Mutter und ich plauderten vor dem Kamin. Plötzlich begannen die Möbel wie wild zu tanzen, und das ganze Haus brach auf uns herab. Es geschah so schnell, daß ich nicht einmal schreien konnte. Mir war, als seien wir durch eine Falltür in den Keller gestürzt. Meine Mutter landete so auf mir, daß ich sie in den Armen hielt.

Die Zeit blieb stehen. Ich versuchte, meine Mutter aufzumuntern. Ich hörte Stimmen von weither und sagte: „Paß auf, sie kommen und holen uns raus.“ Aber ich fühlte, daß sie sich von mir abwendete und daß ihr Körper langsam kalt und eisig wurde. . .

Die 60jährige Mutter war tot, als Feuerwehrleute zu Liberata Sessa vordrangen.

„Schreibt es auf, schreibt es! Daß ich mich schäme, ein Italiener zu sein! Daß die Natur nicht schlimmer sein kann als diese Politiker!“ rief ein ausgemergelter Mann in Sant'Angelo dei Lombardi dem „New York Times“-Reporter Henry Tanner zu.

„Diese Politiker“ im römischen Parlament haben die Ausführungsbestimmungen eines Zivilschutzgesetzes für Katastrophenfälle zehn Jahre lang verschleppt. Deshalb auch existierten in dem so erdbebengefährdeten Süden keinerlei Nothilfverordnungen — ein fast noch groteskeres Versäumnis, als wenn es in einer Millionenstadt keine Feuerwehr gäbe.

Nach dem Unglück machte die verkrustete Bürokratie das Desaster vollständig. Schließlich mußte Giuseppe Zamberletti her. „Giuseppe der Tüchtige“, ein christdemokratischer Abgeordneter, der vor vier Jahren schon den Katastropheneinsatz in Friaul geleitet hatte.

Zamberletti übernahm das Kommando über die Hilfsaktionen, und manches begann zu klappen. Doch sein großangelegter Evakuierungsplan scheiterte am Widerstand der „terremotati“. Und schon in seiner Einsatzbasis Neapel sieht er sich außerstande, den nahezu 50 000 durch das Erdbeben neu hinzugekommenen „senzatetto“ („Dachlosen“) allein in dieser Stadt erträgliche Unterkünfte zu verschaffen.



Bundeswehrosoldaten im Katastropheneinsatz: „Die Deutschen walzen alles platt“

Viele von ihnen hausen mit ihren Kindern in Frachtcontainern am Hafen, auf alten Ausflugsdampfern und in ausrangierten Autobussen. Nicht nur Hausbesitzer und Bauspekulanten weigern sich, der öffentlichen Hand leerstehende Wohnungen zu vermieten. Sogar der Erzbischof von Neapel hat es abgelehnt, leerstehende Klöster und andere geeignete Gebäude im Kirchenbesitz zur Verfügung zu stellen.

Auch der tüchtige Zamberletti ist kein systemverändernder Zampano. Auch er kann nicht und niemand kann die Camorra, Neapels Spielart der Mafia, daran hindern, ihre habgierigen Hände über die Walstatt zu breiten und sich an der Katastrophe zu bereichern. Ihre „sciacalli“ („Schakale“) sind längst hinter profitablen Bau- und Lieferaufträgen her, für die Rom den Italienern höhere Steuern abverlangen muß.

Eine Camorra-verdächtige Firma hat in der Provinz Avellino bereits den Zu-

schlag für umfangreiche Bauarbeiten erhalten. Die nämliche Firma hatte in Sant'Angelo dei Lombardi unter Mißachtung der Vorschriften (soweit vorhanden) ein „erdbebensicheres“ Mietshaus hochgezogen, das beim Beben zerbarst.

Da nimmt es nicht Wunder, daß viele schlichte Italiener sich auch nach diesem Unglück ein prächtiges Autodafé wünschen. Aber nicht unschuldig von der Inquisition Verfolgte sollen gerötet werden, sondern die „classe politica“ des Landes und die gesellschaftlichen Zustände, die sich im Süden seit Voltaires Zeiten kaum erneuert haben.

Sogar dem greisen Staatspräsidenten Sandro Pertini riß die Geduld, als er die Misere in Kampanien sah und hö-

ren mußte, was die erbitterten „terremotati“ seinem geschneiegelten Gefolge nachriefen: „Haut ab, ihr Scheißkerle!“

„Wer versagt hat, soll bestraft werden“, forderte Pertini im Fernsehen sehr zum Mißfallen von Regierungschef Forlani. Der erstaunliche Appell des Präsidenten aber bestärkte all jene, die „pulizia“, „Sauberkeit“, im politischen Leben fordern. Die „moralische Frage“ ist ein Hauptthema der öffentlichen Debatte geworden.

Die kleine Republikanische Partei sprach vom „moralischen Notstand unseres Landes“. Sogar unter den regierenden Christdemokraten, die als Hauptschuldige am Pranger stehen, wird der Ruf nach Erneuerung laut. 130 Abgeordnete der DC verlangten von der Parteiführung, sie solle endlich für „neue Sitten“ in der Democrazia Cristiana sorgen.

Doch zur gleichen Zeit wachsen die Zweifel, ob es je zu der erhofften Er-

neuerung, zu der „historischen Wende“ (Moravia) kommen wird. Just vergangene Woche beschloß die zuständige parlamentarische Untersuchungskommission, mit den Stimmen der Christdemokraten, Sozialisten und Sozialdemokraten, schwere Vorwürfe gegen einen sizilianischen Ex-Minister wegen seiner Verwicklung in einen Millionen-Skandal nicht weiter zu verfolgen. Die Affäre soll, wie viele frühere, vertuscht werden.

„Wieder einmal“, empörte sich die KPI, „erweisen sich all die feierlichen Erklärungen zur moralischen Frage als bloße Heuchelei.“

Seit sechzehn Jahrhunderten herrscht der Katholizismus in Italien. Doch manchmal sieht es aus, als sei Christus in diesem Land noch nicht einmal bis Eboli gekommen.

ERDBEBEN

Zeichen der Schlange

Die Erwartung der Seismologen, Erdbeben vorhersagen zu können, schwindet. Nun hoffen sie, daß sich wenigstens die schwersten Stöße aus der Erdkruste ankündigen.

In der Kirche Santa Maria Assunta von Balvano zum Beispiel sollte wie eh und je himmlische Glückseligkeit verheißen werden. Aber bot das Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert nicht ebenso Gewähr, daß sich auch fest auf die Erde gründen läßt?

Das Dach barst, als sich am 23. November vor allem Kinder der Gemeinde mit ihren Müttern bei der Abendmesse auf die Erstkommunion vorbereiten wollten. Etwa 100 der 300 Gläubigen wurden erschlagen und begraben.

War nicht andererseits doch bekannt, wie nach dem „verfluchten Sonntag“ Geophysik-Professor Forese Carlo Wezel im Mailänder „Giornale nuovo“ erinnerte, daß Kampanien und Basilicata — Hinterland des Vesuv — „an einem schrecklichen geologischen Kreuzpunkt“ liegen? Hatten Italiens Seismologen, die den Untergrund der längs durchklüfteten Apenninen-Halbinsel fortwährend mit 54 Bebenwarten behorchen, nicht bereits seit 1978 den „terremoto“, eine konvulsivische Entladung von Druck und Spannung in den Tiefenformationen, erwartet?

Noch im April vorigen Jahres warnen Wezels Frankfurter Kollegen Professor Hans Berckhemer und Dr. George Purcaru auf einem internationalen Fachkongreß in Paris vor einem Erdbeben der Stärke 6,5 bis 7,0 bei 15 Grad Ost zwischen 39,5 und 41 Grad nördlicher Breite. Eben dort liegt Eboli, das Epizentrum der Katastrophe im Mezzogiorno.

Mit einem Netz von weiteren 15 Meßstationen, behaupten die Frankfurter Forscher nun sogar, wäre der Zeitpunkt höchster Gefährdung vielleicht zu erkennen gewesen. Allerdings hätte der arme Süden, wo die Landbevölkerung ihre Spaghetti nur mit Tomaten anrichten und auf die Pizza kein Scheibchen Salami legen kann, dafür außer den Installationskosten jährlich rund 15 Millionen Mark aufwenden müssen.

„Es ist nicht schwierig, für bekannte Erdbebengebiete künftige Beben vorherzusagen“, konstatieren hingegen der Wissenschaftsredakteur Hans Dieter Heck und der Seismologe Dr. Rolf

dann Liu Jing-jung, Direktor des Seismologischen Büros in Peking. Als die chinesische Provinz Liaoning am 4. Februar 1975 von einem Beben der Stärke 7,3 erschüttert wurde, waren an die zwei Millionen Menschen fünfeinhalb Stunden zuvor alarmiert und ins relativ sichere Freie befohlen worden.

Mindestens 100 000 Leben konnten so — durch genaue Beobachtung etwa des Gasgehalts von Grundwasser oder der elektrischen Leitfähigkeit des Bodens ebenso wie von Schlangen, die vorzeitig ihr Winterschlafquartier verließen, oder von Hühnern, die sich abends nicht auf die Stange im Stall hocken mochten — gerettet werden.

Doch ein ernüchternder Rückschlag folgte schon im nächsten Jahr, ebenfalls in China.

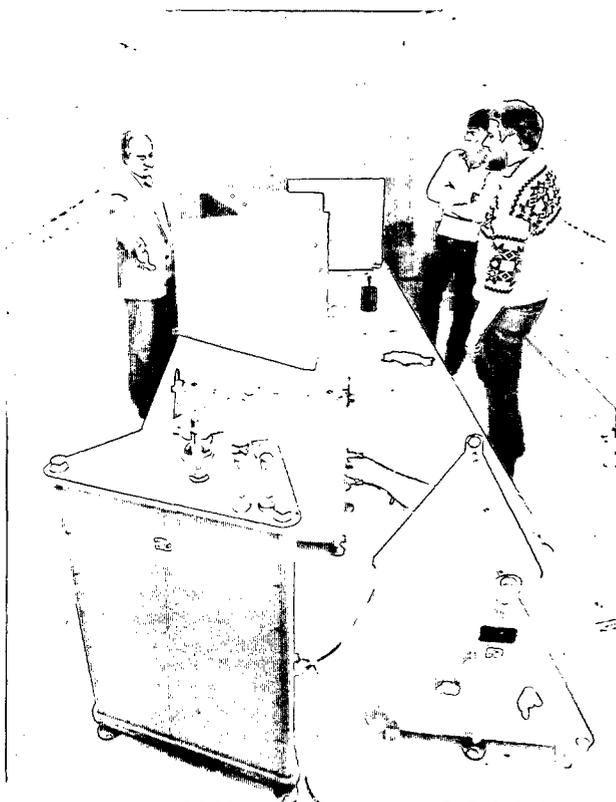
Das dichtbesiedelte Schwerindustrie- und Kohlerevier um Tangshan wurde, obgleich als Risikogebiet erkannt, ohne ein merkliches Warnsignal am 28. Juli 1976 auf einen Schlag verwüstet. Die Zahl der Getöteten beziffern Pekinger Quellen auf 242 000, amerikanische Schätzungen auf 850 000.

Zum Probe- und Musterfall für den Stand der seismologischen Forschung sollte ein Beben werden, das US-Wissenschaftler beinahe sehnsüchtig erwarteten: Sie hatten bei Hollister in der kalifornischen Bruchzone, wo der Untergang von Millionenstädten zu befürchten ist, das dichteste Beobachtungsnetz der Vereinigten Staaten aufgebaut.

Ganz nahe bei dem auf Verdacht eingerichteten Horchposten, etwa 100 Kilometer südöstlich von San Francisco, rüttelte es tatsächlich im August letzten Jahres in der Tiefe. Aber keine noch so leichte Erschütterung, keine millimeterkleine Hebung oder Senkung von Oberflächenstrukturen, kein Ausschlag der empfindlichen Magnetometer war dem Stoß der Magnitude 5,7 vorgegangen.

„Die Aussichten der Bebenvorhersage schwinden“, folgerte die Wissenschaftszeitschrift „Science“. Und Robert Wesson, Chef der Erdbebenforschung im Geologischen Dienst der USA, bekannte: „Es gibt so viel, was wir nicht wissen.“

Dabei verstehen die Wissenschaftler immer besser, warum die Erde bebte. Denn in den letzten Jahrzehnten wurde



Seismometer (im Geophysik-Institut Stuttgart)
„Eines ist sicher — keine Vorwarnung“

Schick, Autoren eines eben erschienenen allgemeinverständlichen Fachbuches*. Nur: „Eines ist sicher, daß das nächste Beben dort, wo es auch nur fühlbar ist, von einer Sekunde auf die andere da sein wird, ohne jede Vorwarnung.“

Bis Mitte der siebziger Jahre waren insbesondere japanische, sowjetische und amerikanische Forscher überzeugt, die verheerendste Naturgewalt könne nicht urplötzlich losbrechen. Immer ausgeklügelteres Gerät werde „forecasts“ (Ankündigungen) und schließlich „predictions“ erlauben — exakte Vorhersagen von Ort, Zeit und Stärke des Aufbruchs in der Erdkruste.

Einen beispiellosen Erfolg mit Methoden, die alte Erfahrungen und modernste Technik kombinierten, meldete

* Hans Dieter Heck, Rolf Schick: „Erdbebengebiet Deutschland“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 168 Seiten; 28 Mark.